

Fairy von Lilienfeld und die Ökumene mit der Orthodoxie

Von Dagmar Heller (ev.)

Augenzeugen der ökumenischen Aufbrüche des 20. Jahrhunderts werden rar. An dieser Stelle hätte ein Interview mit der ersten Frau, die in Westdeutschland Inhaberin eines theologischen Lehrstuhls wurde, und der später ersten Dekanin, Professorin Dr. Fairy von Lilienfeld stehen sollen. Bevor es dazu kommen konnte, ist sie am 12. November 2009 im Alter von 92 Jahren verstorben. So wird die geplante Porträtierung ihrer Persönlichkeit und ihres ökumenischen Profils gleichzeitig ein Nachruf und basiert auf einem anderen, auf Russisch geführten Interview.¹

Biographisches

Die Tatsache, dass sie die erste Frau auf einem theologischen Lehrstuhl war, ist sicher nicht das hervorstechendste Merkmal dieser bemerkenswerten Theologin. Bekannt und wirksam wurde sie durch ihre Kenntnis der orthodoxen Kirche und Theologie sowie durch ihr Engagement für den Dialog mit dieser Tradition. Ihr Spezialgebiet dabei war die Russische Orthodoxe Kirche. Dafür hatte sie bereits in ihrer Kindheit hervorragende Grundlagen mit auf den Weg bekommen: Sie stammte aus einer im Baltikum verwurzelten Familie und wuchs – am 4. Oktober 1917 in Riga geboren – mit Deutsch und Russisch auf. Die Orthodoxie lernte sie schon als Kind durch eine Tante in Berlin kennen.

Aber zunächst nahm ihr Leben eine Richtung, die nicht direkt den Werdegang einer Theologieprofessorin vorzeichnete. Ihr Vater, Baron Harald Ferdinand von Rosenberg, war Verwalter großer Rittergüter im Süden Russlands gewesen und im ersten Weltkrieg Reserveoffizier der russischen Armee. Beide Eltern waren gewissermaßen russophil, dem Zaren sehr zugetan, und Fairy las schon früh russische Literatur. Als 1918 die Rote Armee Riga belagerte, floh die Familie nach Pommern. Der Vater wurde in Stralsund Wirtschaftsberater und Steuerberater für Landeigentümer. 1920 wurde der Bruder Harry geboren (gefallen 1942). Während der Wirtschaftskrise 1929 zog man nach Stettin, wo Fairy das Gymnasium besuchte. Da-

nach lernte sie Englisch, Französisch und Spanisch auf einer Übersetzerschule, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Sie wurde 1940 als Nachrichtenhelferin eingezogen und kam als Telefonistin nach Paris, von wo sie aber als „Rädelsführerin kirchlicher Intellektueller“² – sie hatte einen christlichen Chor gegründet! – bald wieder nach Deutschland versetzt wurde als Lehrerin an der zentralen technischen Schule für den Nachrichtendienst. 1942 heiratete sie Erich von Lilienfeld, einen ehemaligen Schulkameraden, inzwischen Marineoffizier, und brachte 1943 eine Tochter zur Welt, die auf den Namen Erika getauft wurde. Der Vater war jedoch zum Zeitpunkt der Geburt schon 3 Monate lang verschollen. Erika starb 1949 an der Hongkong-Grippe.

Als Bomben fielen, floh die junge Mutter mit ihrer Tochter aus Stettin auf das Gut der von Seebecks, der Familie des besten Freundes ihres Mannes, und im Frühjahr 1945, als die Rote Armee bereits nahe bei Mecklenburg war, gelang es ihren Eltern, zusammen mit Fairy und der kleinen Erika auf mehr oder weniger gefährliche Weise nach Schwerin zu fliehen.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für Fairy von Lilienfeld nach Kriegsende (1947–1951), als sie ein Slawistikstudium in Jena aufnahm, mit Philosophie und Germanistik im Nebenfach. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit Deutschunterricht für russische Spezialarbeiter bei der Firma Zeiss. Da es damals kaum Slawisten gab, erhielt sie nach ihrem Examen (1951–1956) mehrere Lehraufträge am Slawistischen Institut der Universität Jena. Aus politischen Gründen jedoch konnte sie nicht Assistentin ihres Slawistik-Professors werden: Sie wurde z.B. von Studenten, die Mitglieder der SED waren, angezeigt, da sie in einer ihrer Vorlesungen eine Episode aus dem Leben Maksim Greks behandelt hatte, die als Kritik am DDR-Regime aufgefasst wurde. Außerdem weigerte sie sich, ihre Unterschrift unter eine von den Studenten und Dozenten geforderte Erklärung zu setzen, nicht am Leben der evangelischen Universitätsgemeinde teilzunehmen.

So nahm sie dann 1953 am Katechetischen Oberseminar zu Naumburg, einer kirchlichen Einrichtung, das vier Jahre dauernde Theologiestudium auf, wobei sie noch nicht an eine Spezialisierung auf die Orthodoxie dachte. Es ging ihr darum, ihrer evangelischen Kirche zu dienen und vor allem nichtgläubige junge Menschen zum Glauben zu führen.³ Aber als man in der Kirchenleitung entdeckte, dass sie Slawistin war und durch ihre Kenntnis des Kirchenslawischen Zugang zu Quellen hatte, die anderen verschlossen waren, „zwang“ man sie gewissermaßen, wie sie sagt⁴, sich mit der Theologie der Ostkirche zu beschäftigen. Nach Ende des Studiums wurde ihr eine Dissertation angeboten, die sie bei Konrad Onasch über „Nil Sorskij und seine Schriften. Die Krise der Tradition im Rußland Iwans III.“ (Promotion 1961; veröffentlicht 1963) schrieb. Danach wurde sie Dozentin für Kirchengeschichte in Naumburg, wo sie bereits den Schwerpunkt auf die Russische Orthodoxe Kirche legte. Für ihren Kontakt mit der russischen Orthodoxie wurde

1) Е.М. Верещагин, Жизнь, церковь, наука и вера, издательство «индрик» 2004, (Е.М. Vereshagin, Leben, Kirche, Wissenschaft und Glaube, Edition «индрик», Moskau 2004; alle Zitate in der Übersetzung von D.H.).

2) So hat sie es in dem in Fußnote 1 genannten Buch dargestellt, a.a.O., S. 61.

3) Е.М. Vereshagin, a.a.O., S. 97.

4) Ebd.

die Begegnung mit Erzbischof Michail von Smolensk bestimmend, der 1954 zum ersten Mal das Oberseminar in Naumburg besuchte. Er war als Vertreter der ROK zum Parteitag der Christlich Demokratischen Union abgeordnet worden. Als er die Bitte äußerte, auch kirchliches Leben zu sehen, wurde er kurzfristig nach Naumburg gebracht. Fairy von Lilienfeld musste übersetzen.

1962 wurde die junge Dozentin in der Evangelischen Landeskirche von Sachsen-Anhalt ordiniert und 1966 aus der DDR an die Theologische Fakultät der Universität Erlangen berufen. Sie erhielt den neu eingerichteten Lehrstuhl für Geschichte und Theologie des christlichen Ostens und kam damit in die Bayerische Landeskirche, wo sie zum ersten Mal mit dem Problem der Frauenordination konfrontiert wurde, die damals in Bayern noch nicht eingeführt war. Wie sie erst später erfuhr, waren die Synodalen, die ihrer Berufung zustimmen mussten, davon überzeugt, dass sie eigentlich gar nicht in den Westen kommen wolle und stimmten – gegen den Willen des Landesbischofs – aus Solidarität für ihre Berufung, um ihre Stellung in Naumburg zu stärken. Und in der Tat wollte sie eigentlich Naumburg nicht verlassen, aber die Behörden der DDR wollten sie los haben. Hinzu kam die Überlegung, dass sie bereits 48 Jahre alt und dies die letzte Gelegenheit war, an eine andere Universität zu wechseln. So kam sie auf völlig legale Weise in den Westen. Dem Landesbischof der bayerischen Landeskirche musste sie versichern, nicht für die Frauenordination zu kämpfen. Dennoch predigte sie immer wieder z.B. in der Studentengemeinde und einmal auch in offizieller Beauftragung der europäischen Kirchen anlässlich des Weltgebetstages der Frauen.⁵

Fairy von Lilienfeld hatte diesen Lehrstuhl bis zur ihrer Emeritierung 1984 inne.

Ökumene

Ökumene war für Fairy von Lilienfeld schon früh – vor allem durch ihre Erlebnisse während des Krieges – ein Anliegen geworden. Sie versteht Ökumene als eine grundlegende Notwendigkeit unserer Zeit, wenn sie sagt: „In der Tat ist es unabdingbar im Hinblick auf die Probleme, die das 20. und das 21. Jahrhundert stellen, sich dafür zu interessieren, wie die anderen Konfessionen diese lösen.“⁶

Dass sie selbst dieses Interesse auf die Orthodoxie fokussierte, hatte mit ihrer Vergangenheit zu tun und wurde durch ihre persönlichen Kontakte weiter entwickelt. Noch als Bürgerin der DDR hatte Fairy von Lilienfeld illegal an einem Einführungskurs in die Orthodoxie am orthodoxen Institut St. Serge in Paris teilgenommen: Als sie Verwandte im Westen besuchte, stattete sie dem damals in Frankfurt a.M. ansässigen kirchlichen Außenamt der EKD einen Besuch ab und lernte Dr. Hildegard Schaefer kennen, die für die Beziehungen der EKD zu den Orthodoxen zuständig war. Diese Frau lud sie ein, Kurse in West-Deutschland zu besuchen und dann nach Paris zu fahren. Diese Begegnungen öffneten ihr den Weg in den Westen und bereiteten die Rolle vor, die sie hier spielte.

5) A.a.O., S. 113.

6) A.a.O., S. 164.

Bekannt und für die deutsche lutherische Theologie wichtig wurde Fairy von Lilienfeld aber nicht nur durch ihre profunde Kenntnis der Orthodoxie, sondern auch durch die Art und Weise, wie sie es verstand, diese Kenntnis anzuwenden – dies vor allem im bilateralen theologischen Dialog zwischen der EKD und der Russischen Orthodoxen Kirche, der bereits 1959 begonnen worden war. Etwa 13 Jahre (1967-1990) war sie Mitglied der EKD-Delegation für diesen Dialog. Außerdem vertrat sie das deutsche Luthertum im bilateralen Dialog auf der internationalen Ebene zwischen dem Lutherischen Weltbund und der Panorthodoxie.

Sie verstand ihre Rolle dabei zweifach – zum einen als Vertreterin der evangelischen Seite und gleichzeitig als Brücke zwischen beiden Seiten, wie sie es einmal selbst dargestellt hat: „Es gehörte, neben der Vorbereitung von Vorträgen über irgendein Problem, zu meinen wichtigsten Aufgaben, den russischen Teilnehmern zu erklären, was die deutschen Evangelischen meinen, wenn sie dies oder jenes betonen, und umgekehrt den Evangelischen, was die Russen sagen wollen, wenn sie dies oder jenes hervorheben ... Daher war ich ständig auf der Hut, fürchtend, dass die beiden Seiten wegen ihrer kulturellen und sprachlichen Barrieren einander nicht mehr verstehen würden. Ich beobachtete, dass es zwischen ehrenwerten Männern kein sprachliches Missverständnis gab. Doch die theologische Welt der westlichen Christenheit, insbesondere der evangelischen, unterscheidet sich erheblich von der orthodoxen, östlichen Theologie. Und selbstverständlich umgekehrt.“⁷

Das gegenseitige Verstehen war ihr großes Anliegen⁸, wobei sie – aus ihrem Glauben heraus – genau wusste, dass sie selbst nicht diejenige war, die dieses Verstehen bewirken konnte: „Aber ... wenn der Heilige Geist wirkt, dann verstehen wahre Christen einander gegenseitig ...“⁹ Und ihre wohl wichtigste Erkenntnis im Hinblick auf das gegenseitige Verstehen drückte sie folgendermaßen aus: „Für das gegenseitige Verstehen braucht man Liebe und den Wunsch zu verstehen, den Wunsch, den anderen aufzunehmen.“¹⁰ Darum ging es Fairy von Lilienfeld in der Ökumene: „Die Partner in der ökumenischen Bewegung versuchen immer einander besser zu verstehen. Verstehen bis zum Ende. Vielleicht gibt es zwischen uns viel mehr Gemeinsames als wir denken?“¹¹ Damit ist ihre ökumenische Grundhaltung charakterisiert.

7) A.a.O., S. 305.

8) Vgl. dazu auch meinen Festvortrag zu Fairy von Lilienfelds 90. Geburtstag unter dem Titel „Einander verstehen – Über das anvertraute Erbe aus den Orthodoxiedialogen der EKD“ in: ÖR 3/2008, S. 358-362.

9) Vereshagin, a.a.O., S. 305.

10) Ebd., vgl. auch Fairy von Lilienfeld, Vorbildgestalten evangelischer Frömmigkeit im 20. Jahrhundert, in: Taufe – Neues Leben – Dienst. Das Leningrader Gespräch über die Verantwortung der Christen für die Welt zwischen Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Russischen Orthodoxen Kirche. Studienheft 6, hg. v. Kirchlichen Außenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland, Witten 1970, 167-181, S. 167: „Um wirklich unseren Glauben in echter Gemeinschaft miteinander zu bekennen, bedarf es der brüderlichen Liebe. Um sich aber zu lieben, muss man sich auch kennen und verstehen ...“

11) Vereshagin, a.a.O., S. 131.

Sie entwickelte eine tiefe Verehrung für die Orthodoxie, aber entfremdete sich dabei nie von ihrer eigenen Tradition und machte deutlich, dass beide für sie auf der gleichen Ebene stehen: „Ich liebe die orthodoxe Liturgie sehr. In ihr ist ein völlig anderes Verständnis des Gottesdienstes enthalten als bei den westlichen Christen. Aber alle beiden Traditionen – die östliche und die westliche – sind altkirchlich. Weder die eine, noch die andere ... erweist sich als häretisch.“¹² Für Fairy von Lilienfeld war es klar, dass es keine Einigung im Sinne einer Gleichmacherei geben kann, aber dass beide Seiten voneinander lernen können.

Sie macht sehr deutlich, dass das Luthertum sowohl der Orthodoxie als auch dem Katholizismus etwas voraus hat: In der Orthodoxie wie in der katholischen Kirche sieht sie eine Verhaftung an den alttestamentlichen Gottesdienst, vor allem im Hinblick auf die Rolle des Priesters, während der lutherische Gottesdienst in dieser Hinsicht stärker neutestamentlich geprägt sei.¹³ Sie kritisiert auch den Umgang der Orthodoxie mit der Tradition: Es werde zu wenig unterschieden zwischen der TRADITION, die in der Heiligen Schrift überliefert ist, und den lokalen Traditionen. Und sie scheut sich nicht, in diesem Zusammenhang von Häresie zu sprechen: „Für mich als evangelische Theologin ist die große Betonung der örtlichen Tradition (z.B. wie man das Kreuz schlägt) – ich wage es kaum auszusprechen – beinahe häretisch!“¹⁴ Auch den Nationalismus in der Orthodoxie¹⁵ oder die Auseinandersetzungen zwischen den Patriarchaten von Moskau und Konstantinopel um die Estnische Orthodoxe Kirche kritisiert sie scharf.¹⁶

Bedenkenswert für die nachwachsende Generation von Ökumenikern sind ihre Ideen im Hinblick auf die Methode des Dialogs: „Ich erwähne eine meiner Lieblingsideen, die offizielle Personen allerdings nicht bereit sind zu übernehmen. Sie besteht in folgendem: Weltliche Historiker (deutsch-russisch, deutsch-polnisch usw. ...) haben schon lange für sich die Praxis der gegenseitigen Kritik der Schulbücher ... eingeführt, wobei gemeinsam durchgelesen wird, z.B., was die Polen in einem Geschichtsbuch über die Deutschen schreiben oder die Deutschen über die Polen. Und dann versammeln sie sich und sprechen miteinander: dies hier halten wir für wahr, aber jenes für falsch: hier habt ihr uns richtig verstanden, aber dort falsch. Warum übernehmen nicht auch wir, die Theologen, diese Praxis für die Materialien der vergleichenden Theologie? Sagen wir, wir, die Deutschen schrieben irgendetwas Verallgemeinerndes über die orthodoxe Theologie. Dann müssten die Orthodoxen selbst es lesen und sagen: Ja, das ist richtig, oder: dies ist ein Missverständnis oder Irrtum. Und ich müsste das Recht haben durchzulesen, was in der orthodoxen Welt über uns, die Evangelischen, geschrieben und gesagt wird, und ich müsste genauso das Recht haben, meine analoge Einschätzung zu äußern.“¹⁷

12) Vereshagin, a.a.O., S. 137.

13) Ebd., S. 139 unten.

14) Ebd., S. 148.

15) Vgl. ebd., S. 150.

16) Ebd., S. 150.

17) Ebd., S. 306.

Fairy von Lilienfeld war der Meinung, die Orthodoxie sei nicht einfach aus Büchern zu vermitteln, sondern aus der lebendigen Anschauung. Und dies setzte sie nicht nur in ihren eigenen zahlreichen Reisen um, sondern auch in ihren Lehrveranstaltungen, in denen sie die Studierenden in orthodoxe Gottesdienste mitnahm und ihnen die Begegnung mit orthodoxen Christen ermöglichte. Ihre Kenntnis der Orthodoxie basierte daher auf zahlreichen Bekanntschaften und Freundschaften. Fairy von Lilienfeld ist bis heute die einzige Frau, die einzige Ausländerin und die einzige Nicht-Orthodoxe, die als Ehrenmitglied 1985 in die Moskauer Geistliche Akademie aufgenommen wurde. Dies wie auch die Orden, die sie von der Russischen Orthodoxen Kirche erhielt, zeugen von dem Ansehen, das sie sich durch ihre Kontakte dort erworben hatte.

Zeitzeugin

Die Evangelische Kirche in Deutschland verlor mit Fairy von Lilienfeld eine wichtige Zeitzeugin im Hinblick auf die Rolle der Kirchen während des Kalten Krieges. Aufgrund ihrer tiefen Kenntnis der Personen, die im russisch-orthodoxen Bereich damals die handelnden Persönlichkeiten waren, aber auch durch ihre eigenen Erfahrungen mit autoritären Regimen zunächst in der Nazizeit und dann in der DDR konnte sie viele Phänomene anders einschätzen als Angehörige der nachfolgenden Generationen. Sie verstand sehr gut Hinweise russischer Kirchenvertreter, die sich zwischen den Zeilen versteckten, und sie verstand auch deren schwierige Situation, die sich am kürzesten in dem Begriff „Martyrium der Lüge“ beschreiben lässt: „Gescheite Leute sagten bei uns in solchen Fällen: Diese Hierarchen nahmen die schwerste Form des Martyriums auf sich – das Martyrium der Lüge. Dieser Ausdruck war üblich unter den Freunden der Russischen Orthodoxen Kirche in der Zeit des Kalten Krieges. ‚Sowjetische‘ Hierarchen verteidigten vor dem Angesicht der Außenwelt bedingungslos die Politik ihrer Regierung, aber innerlich waren sie damit nicht einverstanden! Wir, Christen der 50er Jahre, die wir in der DDR lebten, konnten uns daran nicht gewöhnen: in unserer Kirche konnte man, sowohl in der Nazizeit, als auch dann in der Zeit der Kommunisten, unter Einhaltung der bekannten Vorsichtsmaßnahmen dennoch frei reden. Als die sowjetische Armee 1968 in die Tschechoslowakei einmarschierte, rechtfertigte der zukünftige Metropolit (damals noch Bischof) Nikodim (Rotov), den ich später schätzen und lieben gelernt habe, öffentlich den Einmarsch der Sowjetarmee in ein souveränes Land. Aber in seiner Eparchie wurde, trotz der klaren Tendenz zur massenhaften Schließung von Kirchen, nicht eine der funktionierenden Kirchen geschlossen!“¹⁸ Der Zwiespalt, in welchen die russischen Kirchenleute gerieten, wenn sie das Überleben ihrer Kirche sichern wollten, und der in allen ökumenischen Gesprächen eine Rolle spielte, ist hier sehr deutlich beschrieben.

18) Ebd., S. 103.